

fixpoetry.com

„War schon genug an Mystik.“

Stefan Schmitz

Über Durs Grünbeins Gedichtband „Zündkerzen“

Die Piniengedichte ab Seite 80 in "Zündkerzen" sind nett. Ansonsten bekommen wir viel Anlass, uns über diesen Lyrikband zu ärgern, wenn wir ihn lesen, und das liegt nicht daran, dass wir den immerhin Büchner-Preisträger Durs Grünbein etwa ausgesprochen objektiv *schlecht* fänden. Ist er nicht, im Gegenteil. Was zum Ärgernis Anlass gibt ist, wenn man so will, die *Fallhöhe*: Da kennt einer die lyrischen Formen bis in die entlegeneren Details ihrer Historien und hat das drauf, Mühelosigkeit zu suggerieren, wenn er sein Sprachmaterial auf diese oder jene ganz bestimmte, anspielungsreiche Sondervariante dieser oder jener Strophenform bringt ... Und auch noch die Grammatik wirkt ganz ungezwungen hier latinisierend, da anglesk (das ist kein Wort, ich weiss eh, es sollte aber eines sein). Mühelosigkeit! Wo es bei uns anderen bloß zu – bestenfalls noch 'cooler' – Brachialität reicht; oder zu Feinnervigkeit, oder was weiß ich, jedenfalls aber unseren Arbeiten stets die metaphorischen Schweißflecken unter den Achselhöhlen der angestrengt herbeigezwungenen Metapher eignen ...

„Ein kühler Morgen, Herbst, Oktoberwind: im Park
Die Läufer drehen ihre Runden. Von der letzten Nacht
Noch feucht die Wiesen. Männer zeigen, bärenstark,
Was sie bewegen könnten, Technikfreaks, Athleten –
von Freizeit müde. War das Leben schon vollbracht?
Die Bäume schwirren, wer erinnert sich der Feten,
(...)“

Mühelosigkeit also – und was macht der Verfasser mit seiner Mühelosigkeit? Nichts! Grünbein hat so dermaßen nichts zu sagen, das jener eindrucksvoll ausgeblendeten Mühe wert erschiene! Und nicht einmal das wäre weiter schlimm – nichts gegen reine Sprachequiblistik und wackere Luftnummern! – wenn diese Gedichte das Bedeutenwollen nicht gar so vor sich her trügen. Sie wollen uns durchaus einschwören auf ein wohlbekanntes Subjektivitäts- oder Bildungsideal, das im

Zweifelsfall auch mal wichtiger als die ganze Sprachartistik wird und sie verdrängt – das vermittelt sich dann z. B. so:

„Wir leben in geheimnislosen Städten

(...)

Die Stadt war nun ausgeschachtet. Durch Tunnel
Führte ein besinnungsloser Verkehr.

Es gab keine Eingeweide mehr, Labyrinth
Im Zwielflicht, mit Gassen ins Unbewußte,
Straßen, die in die eigene Blutbahn führten.
(...)“

Und den Band durchzieht ein sichtliches Bemühen, diesem sagen wir romantischen, sagen wir deutsch-idealistischen *Ideal* neues Zeug einzugemeinden. Solches Bemühen geht aus von der korrekten Diagnose, dass, was problemlos in den Referenzrahmen von Propertius und Pinien passt, kaum neue oder unter-siebzijährige oder freiwillige Leser hinterm Ofen mehr hervorholt. Es sitzt aber der fehlerhaften Verfahrensweise auf, dass jenes *neue Zeug* eben meistens bloß der pittoreske Alltag von Leuten ist, die zu arm oder kaputt erscheinen, um als *Subjekt* durchzugehen – oder eine der zahlreichen derzeit zur Auswahl stehenden menschlichen Katastrophen, die das Hintergrundrauschen unserer zeitgenössischen Existenz bilden. Was Grünbein beabsichtigt, wenn er ein Gedicht in die entblößte „(...) alte, behaarte, ungewaschene Spalte.“einer schlafenden Bettlerin gipfeln lässt, ist klar: Sieh an, sieh an, die Wirklichkeit erschließt sich dem Mutigen, aber nur ihm, als tatsächlich von jener Gestalt, von der Baudelaire bis Trakl zu berichten wussten. Oder jenes Gedicht über „**Die Ausgeschlossenen**“:

„Ich habe Gespenster gesehen im Park –
Afrikaner: Sie lagen verstreut auf dem Rasen
Unter unnahbaren Pinien, wie Breughels Bauern“

... und wem zu Afrikanern im Park Breughel einfällt, zu dem darf uns Dylans „Thin Man“ einfallen: „Cause you know something is happening, but you don't know what it

is, do you, Mr. Jones?“ – aber es geht weiter, denn diese Afrikaner sind wie ausgerechnet

„Im Schlaraffenland. Sie schliefen dort draußen
bei Wind und Wetter, hängten die nassen
Kutten und Hosen an den Caritas-Containern
Zum Trocknen an Bauzäune, Büsche.

Sie machten früh Katzenwäsche, putzten
Die weißen Zähne in den dunklen Gesichtern“

... Womit Grünbein die Frage beantwortet: Ist es technisch möglich, eine rassistische Karikatur in ein deutschsprachiges Gedicht des einundzwanzigsten Jahrhunderts zu überführen? Weiter:

„Am Brunnen mit dem eiskalten Wasser
Der Aquädukte, von römischen Sklaven erbaut.“

Das beschließt gekonnt die Strophe und verbindet die Jahrtausende, ausgehend von nichts als dem kontemplativ schweifenden Blick des Spaziergängers und dem, was vom herrschenden Elend sich ihm unvermittelt aufdrängt (denn mehr als das unmittelbar Sinnliche zu verhandeln, würde ja, siehe oben, zur schrecklichen *Geheimnislosigkeit der Städte* beitragen). Es ist am Beginn der zweiten, kunstvoll die erste spiegelnden Strophe dieses Gedichtes, da sich das Problematische an Grünbeins ganzem Verfahren besonders in den Vordergrund schiebt – da steht nämlich über jene Sklaven:

„Unsichtbar waren sie, für die meisten kaum mehr
als Randfiguren. Schatten aus einer Unterwelt.“

Und das ist natürlich Unsinn und hindert uns massiv daran, dem Dichter darüber hinaus bis zu jenem Umschlagpunkt im Text zu folgen, wo er (na hoffentlich) auf Empathie mit jenen Randfiguren hinauswill. Denn „Randfiguren“ der römischen wie der Gegenwartsgeschichte sind jene Afrikaner nur, wenn man eine wirklich besonders undurchlässige Bildungsblase bewohnt. Das Problem ist, wohlgemerkt, nicht, dass Grünbein dieser Unsichtbarkeit mit den Mitteln seiner Lyrik abhelfen will, sondern, dass er das wohl wirklich glaubt: Weil *ihm* diese Typen da drüben im Park bis jetzt wie Randfiguren erschienen, wird es wohl *den meisten* so gegangen sein;

man müsse da noch aufklären; und dass er nicht merkt, wen er damit als Subjekt setzt und wen, immer noch, als Objekt. Das Problem ist, mit einem Wort, dass die gefeiertsten (und gelegentlich tatsächlich guten) Hervorbringungen unserer Gegenschwertslyrik an eine allerunbedarfteste Schar wohllebiger Spießher gerichtet erscheint, die man selbst, wenn sie sich redlich bemühen, mit der Nase drauf stoßen muß, welcher Art die Welt rundherum ist.

Aber, siehe oben: Die Piniengedichte ab Seite 80 sind nett.

Ein Staubkorn im Wind

Nüchterner Zauber: Wislawa Szymborskas letzte Gedichte.

Von Nico Henning

Bisweilen kann das Leben verrückt erscheinen mit all seinen Dimensionen und Formen. Wer aber einen Blick durch das Mikroskop wirft, für den werden sich die Dinge vollends ändern. Denn hier, unter Glas, tut sich plötzlich eine Welt unbekannter Wesen auf. Und ihre Wirkung ist gewaltig. Sie mögen nicht einmal wissen, ob es sie gibt oder nicht, doch in ihrer Sphäre sind die vertrauten Kategorien gesprengt: „Ein Staubkorn im Wind ist bei ihnen ein Meteor / tief aus dem Kosmos, / und ein Fingerabdruck – eine weites Labyrinth, / wo sie sich versammeln können.“

Etwas Schöneres als eine solche Welt der verschobenen Perspektive war für Wislawa Szymborska kaum denkbar. Ihre liebste Form sollte die Möglichkeit sein. Das scheinbar Feste verstand sie in ihren Gedichten mit nur wenigen Worten so zu drehen, dass plötzlich nichts mehr sicher schien und die Sprache wieder zu leuchten begann. Sie musste sich nur ausmalen, die Dinge könnten sprechen – schon nahmen die Gedanken ihren Lauf: „aber wenn sie sprechen könnten, könnten sie auch lügen. / Vor allem die gewöhnlichen, wenig geschätzten, / um endlich Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.“ Die Vorstellung, unsere Wörter könnten sich genau mit den Erscheinungen decken – „nichts hinzuzufügen, nichts wegzunehmen, zu ändern oder umzustellen“ – fand sie schrecklich. Kurz vor ihrem Tod im Februar 2012 hatte sie noch einen Band aus schon veröffentlichten und neuen Gedichten zusammengestellt. Nun kann man sich diese Sammlung ihrer letzten Möglichkeitsverse in einer klugen Übersetzung ansehen.

Die Neugier und das Staunen über die vielen „Blickpunkte“ durchziehen die Gedichte von der ersten Zeile an. Szymborska hinterfragt noch das unscheinbarste Detail – und immer wieder wundert sie sich, dass etwas überhaupt zur vermeintlichen Tatsache werden kann. Wie das geschieht? In jedem Fall hängt es davon ab, dass jemand anwesend ist, der sieht, was passiert. Ohne den Beobachter, er mag ein „Fernrohr vor den Augen“ haben oder einfach nur am Fenster stehen, scheint kein Ereignis möglich. Diese feine Skepsis und das Wissen um die Relativität aller Erscheinungen verleihen Szymborskas Gedichten ihren suchenden Ton.

Und sie bestimmen auch die Form der Verse. Dafür, dass die Gedichte eigentlich eine Bewegung des Labyrinthischen preisen, „dieses Treppchen hinauf, / oder jenes hinab“, sind sie überraschend klar gebaut. Meist spannt Szymborska mit ein paar Bildern eine Szene auf, die sie dann in ein Gefüge aus Reflexionen und Fragen überführt. Und obwohl

sie gerne wissenschaftliche Begriffe benutzt, wirken die Gedichte sehr zugänglich. Diese Kunst der Klarheit dürfte einer der Gründe dafür gewesen sein, dass man ihr 1996 den Nobelpreis verlieh. Bei aller Klarheit hat sie gleichwohl einen Sinn für das Rätselhafte der Dinge. Wie in jenem Stück, in dem der Autor seine Verse einer Gruppe von Blinden vorliest, wird bei ihr „jeder Satz / auf die Probe der Dunkelheit gestellt“.

Je weiter das Dichterleben voranschreitet, desto nüchterner wird Szymborskas Blick auf die Welt und deren dunkle Stellen. In einigen späten Gedichten schaut sie zurück auf die eigene Geschichte, denkt an den Teenager, der sie einmal war, und betrachtet alte Fotografien. „Keinerlei Rührung“, lautet das trockene Fazit. Doch ihre Vorliebe für das, was man sich nur ausmalen oder mit geschlossenen Augen sehen kann, lässt niemals nach. Im Schlussgedicht des Bandes schwankt sie wieder zwischen Sein und Nichtsein. Und kreist mit ihrem tastenden Humor noch einmal ein, was ihre Vorstellung vom Schreiben ausmacht: „auf dem Tisch eine Welt ausbreiten / – nicht von dieser Welt.“

Wisława Szymborska: Glückliche Liebe und andere Gedichte. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall und Karl Dedecius. Suhrkamp, Berlin 2013. 103 S., 18,95 €.

Auktion-Lesereaktion

Über Silke Scheuermanns Gedichtband „Skizzen vom Gras“

Ich bin normalerweise kein Lyrikfan, doch die Autoren des Schöffling

Verlags produzieren wahrlich gute Gedichte. So auch Silke

Scheuermann, von der ich bereits einiges gelesen habe. Mir haben ihre

Gedichte aufgrund ihrer literarischen Tiefe sehr gut gefallen, sie treffen

und stellen eindrücklich dar, wie der Mensch mit der Umwelt umspringt.

Außerdem sind sie sprachlich wirklich sehr gut, sie lesen sich flüssig und

schön hintereinander weg, greifen gut ineinander und erzählen beinahe

eine zusammenhängende Geschichte. Das ist Literatur, das ist Lyrik!

Eine absolute Empfehlung! Diese Gedichte sind auch für den Einstieg in

die Welt der Lyrik geeignet.